

Mit Tränen und Geschrei

Klagend beten

Verflucht der Tag, an dem ich geboren wurde;
der Tag, an dem meine Mutter mich gebar,
sei nicht gesegnet.
Verflucht der Mann, der meinem Vater die frohe
Kunde brachte:
Ein Kind, ein Knabe ist dir geboren!,
und ihn damit hoch erfreute.
Jener Tag gleiche den Städten, die der Herr ohne
Erbarmen zerstört hat.
Er höre Wehgeschrei am Morgen und Kriegslärm um
die Mittagszeit,
weil er mich nicht sterben ließ im Mutterleib.
So wäre meine Mutter mir zum Grab geworden,
ihr Schoß auf ewig schwanger geblieben.
Warum denn kam ich hervor aus dem Mutterschoß,
um nur Mühsal und Kummer zu erleben
und meine Tage in Schande zu beenden?
(Jer 20,14–18)

Wahrlich erschütternde Worte eines verzweifelten Mannes: Jeremia, ein außergewöhnlicher und berühmter Mann, dem es vergönnt war, geradezu einzigartige Visionen von der Welt Gottes zu erhalten, bringt hier die wohl dramatischsten Momente menschlicher Erfahrung zum Ausdruck. Nichts sehnt er mehr herbei als den Tod, so maßlos ist seine Enttäuschung und so tief seine Resignation. Nein, das ist kein Leben, das er mehr zu ertragen bereit ist: nur Mühsal, Kummer und Schande. So klagt er Gott an wegen seiner Geburt, verwünscht den Tag der Niederkunft seiner Mutter, weil dieser der Beginn seines Leidens war und darum ausgelöscht werden muss wie die Städte Sodom und Gomorrha.

Der Text bringt keine Antwort auf den Aufschrei Jeremias. Doch wir wissen aus dem Fortgang des Prophetenbuches, dass Gott Jeremia nicht fallen ließ, dass Gott auch aus den Worten der Verzweiflung noch den Ruf um Hilfe hörte, dass die Klage Jeremias von Gott gehört und angenommen wurde.

Wo bist du, mein Gott?
Ich suche dich
mit wachsender Verzweiflung,
aber ich schreite nur
durch leere Räume.
Nimm die Nacht
aus meinen Augen,
dass ich dich erkenne
und die Angst
von mir weiche.

Gott auch da suchen, wo er scheinbar unauffindbar fern ist, auch dann auf ihn vertrauen, wenn scheinbar nichts mehr dafür spricht – das ist unsagbar schwer. Dieses eben zitierte Gebet, das dem viel verkauften Band der evangelischen Pastorin *Sabine Naegeli* mit dem Titel »*Du hast mein Dunkel geteilt. Gebete an unerträglichen Tagen*« entnommen ist, bringt die Not zum Ausdruck, die Verzweiflung des Gottsuchenden, der trotz aller mangelnden Beweise, trotz allen Unglücks und aller Ungerechtigkeiten, trotz aller Leere daran festhält, dass es diesen Gott gibt, der alles zum Guten wenden, der die Finsternis hell werden lässt und die Angst nehmen wird.

Leiterin: Wir klagen dir unsere Not, Gott, weil wir die Augen nicht davor verschließen wollen.

Alle: Wir klagen dir unsere Ohnmacht, Gott.

Leiterin: Wir klagen dir unsere Hilflosigkeit, Gott, weil wir uns mit ihr nicht abfinden wollen.

Alle: Wir klagen dir unsere Ohnmacht, Gott.

Leiterin: Wir klagen dir unser Trostlosigkeit, Gott, weil wir dich an unserer Seite glauben.

Alle: Wir klagen dir unsere Ohnmacht, Gott.

Leiterin: Wir klagen dir unsere Verzweiflung, Gott,
weil wir daran festhalten wollen,
dass Leid und Not nicht das letzte Wort haben.
Wir stehen beieinander in unserer Ohnmacht
und halten fest an der Hoffnung,
dass der Tag kommen wird,
an dem alle Fesseln gelöst,
alle Tränen getrocknet werden.«

Not, Ohnmacht, Hilflosigkeit, Trostlosigkeit, Verzweiflung – alles Themen von heute, trotz Auferstehung Jesu Christi, trotz Taufe, trotz Firmung. Müsste sich die Klage der Frauen, die dem Buch *Frauen Gottesdienste* zum Thema *Macht und Ohnmacht* entnommen ist, nicht viel einfacher gegen Gott wenden, der seine Zusage vom Anbruch des Reiches Gottes nicht einhält? Müssten sie nicht für dessen (scheinbar offensichtliche) Unfähigkeit, die Welt gut zu machen, Rechenschaft einfordern und sich von ihm abwenden? Die Frauen, die dieses Gebet sprechen, tun dies nicht: Sie bezeugen ihre Hoffnung, sie verkünden ihr Vertrauen auf die Botschaft vom Reich Gottes, ohne allerdings die Unseligkeit der diesseitigen Welt unausgesprochen zu lassen. Weder verharren sie in ihrer Klage noch gefallen sie sich im bloßen Jammern. Sie bringen im Gebet vor Gott, wie ihre Welt ist: Nicht perfekt, aber auch nicht chancenlos, nicht heil, aber auch nicht ohne Hoffnung.

»Klagend beten« – ein vernachlässigtes Thema

Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Konstitution über die Liturgie die Feier des Gottesdienstes als ein gemeinschaftliches Tun aller zur Feier versammelten Getauften und Gefirmten beschrieben, das dem Heil und der Rettung der Menschen ebenso wie der Verherrlichung Gottes dient: Gottesdienst feiern ist also keineswegs das alleinige Tun eines eigens dazu beauftragten Priesters, der dann nach offiziellen Regeln die heilige Handlung vollzieht, sondern Gottesdienst ist die Antwort auf den Anruf Gottes, der in der Geschichte Gottes mit den Men-

schen an eben diese Menschen immer ergangen ist und immer wieder ergehen wird. Gottesdienst als »*Dialog zwischen Gott und Mensch*« – so die Formulierung von *Emil Josef Lengeling* – oder als »*Heiliger Austausch*«, wie Papst *Pius XI.* schon 1928 sagte. All dies will zum Ausdruck bringen, dass die Liturgie der herausragende Ort ist, an dem wir die Zuwendung Gottes erfahren, die überhaupt erst Sammlung und Versammlung als Gemeinde möglich macht. Auf diese Zuwendung können wir dann als versammelte Gemeinde antworten: Gott ist der zuerst Handelnde und der Mensch der darauf Antwortende. Das ist die innerste Struktur der christlichen Liturgie.

Wie findet der Mensch aber seine Antwort auf den Anruf Gottes? Die Kirche lehrt, dass in der Liturgie die Gegenwart durch die Vergangenheit beleuchtet Zukunft eröffnet. Das meint: Indem Menschen zusammenkommen und immer wieder je neu von der Botschaft Gottes hören, die Erfahrungen erinnern, die Menschen über die Jahrtausende hinweg mit diesem Gott gemacht haben, können sie auch ihre eigenen Lebenssituationen in diesem Licht überprüfen, in einen anderen Kontext einordnen, Hoffnung schöpfen und einen Neuanfang wagen. Und das heißt Antwort auf den Anruf Gottes finden. Gottesdienst feiern kann einen Prozess der Veränderung und Entwicklung auslösen, weil Kirche, Gemeinschaft der Glaubenden also, sich immer an der Verkündigung des Wortes Gottes messen und korrigieren lassen muss. Dabei will das Geschehen im Gottesdienst weder in einer magischen Weise über Gott verfügen noch eine suggestive oder gar moralisierende Wirkung auf die Mitfeiernden ausüben. Gottesdienstliches Handeln will zunächst nichts bewirken oder bezwecken, sondern es ist allein und vorzüglich als Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde zu begreifen. Menschen können im gottesdienstlichen Geschehen darstellen, was ihr Leben trägt und prägt, was sie in ihrem tiefsten Innern bewegt, welche Sorgen und Nöte, welche Hoffnungen und Wünsche sie mit sich tragen. Alles hat seinen Platz im gottesdienstlichen Geschehen, das Gute und das Schlechte, das Freudige und das Traurige. Alles kann vor Gott und die Gemeinschaft der Glaubenden

den getragen werden, kann im Licht der Botschaft vom menschenfreundlichen Gott beleuchtet werden. In der Erinnerung – die besser noch mit dem Begriff *Anamnese*: wirkmächtige, da vergegenwärtigende Erinnerung erfasst wird – kommt der Gott in den Blick, der das Heil der Menschen will. Indem nun die biblische Erzählung mit der gegenwärtigen Noterfahrung konfrontiert wird, wird bereits eine Alternative zur Gegenwart eingeholt und zugelassen.

Nicht immer geschieht Gottesdienst feiern in eben geschilderter Weise. Sonst wäre nicht vielerorts die Klage zu hören, dass der Gottesdienst, wie er oftmals gefeiert (oder in diesem Fall besser: »abgehalten«) wird, mit dem eigentlichen Leben nichts zu tun habe. »Das bringt mir nichts!« – so das immer wieder zu hörende Urteil. Und doch – diese Seite darf bei allem Verständnis für eben genannte Position nicht vergessen werden – finden sich über den Erdkreis hinweg Millionen von Menschen regelmäßig zusammen, um in der Feier der Liturgie Kraft für ihren Alltag, Höhepunkte im Lauf ihres Lebens, Ausdrucksmöglichkeiten für die drängenden Fragen ihres Lebens und Quellen zur Stillung ihres Hungers nach geistlicher Nahrung zu finden. Der Wunsch nach Verquickung von Liturgie und Leben entspringt nicht nur dem Bedürfnis Einzelner, sondern es ist originärer Sinn von Liturgie, die selbst Leben sein und dieses Leben vermitteln will. Gottesdienst ist nicht etwas vom eigentlichen Leben Abgekoppeltes, so etwas wie ein Sahnehäubchen, das zwar nett aussieht und gut schmeckt, aber nicht lebensnotwendig ist, sondern gottesdienstliches Feiern ist grundlegend für den- und diejenige, an den und die der Anruf Gottes ergangen ist. Der und die will dann eine Antwort auf diesen Anruf finden und diese mit Leib und Seele, lobend, dankend, preisend, aber eben auch klagend und bittend vor Gott bringen.

Dass so viele über den mangelnden Bezug von Gottesdienst und Leben klagen, gibt dennoch zu denken.

Könnte es sein, dass die Möglichkeiten der Menschen, ihre Antwort auf den Anruf Gottes selbst zu gestalten, ungenügend genutzt werden?

Könnte es sein, dass gerade die Dimension des Klagens vor Gott derzeit zu stark vernachlässigt wird, so dass der Eindruck entstanden ist, all die damit verbundenen Gefühle und Gedanken hätten in unseren Gottesdiensten – angesichts der Verkündigung der Auferstehung Jesu Christi und des Anbruchs des Reiches Gottes – keinen Platz?

So erfahre ich
mein Leben, Herr,
grau, entfärbt, trostlos.
Einsam gehe ich meinen Weg
voller Sehnsucht
nach Wärme, nach Licht,
nach Hoffenkönnen.
Einem entlaubten Baum
bin ich gleich,
der nur den Winter kennt.
O Herr,
ich möchte meine Wurzeln
tief hineinsenken
ins Erdreich deiner Liebe.
Wenn die Kraft deines Geistes
mich durchströmt,
kann meine Erstarrung
sich lösen,
kann ungeahntes Leben
hervorbrechen,
und was ich jetzt
als undurchdringliches Grau erlebe,
wird durchlichtet sein.
Ich werde wieder atmen können,
weil du
mich lebendig machst.
(Sabine Naegeli)

Zum Leben der Menschen gehört, dass das Leben eben nicht immer von Höhepunkten, sondern oft auch von Tiefpunkten bestimmt ist. Überall können wir hautnah erleben, dass das Reich Gottes noch nicht realisiert ist,

dass Ungerechtigkeiten, Nöte, Trauer, Wut und Ohnmacht herrschen. All das muss im Gottesdienst zur Sprache und zum Ausdruck kommen: Auch angesichts der Botschaft vom ewigen Heil darf die Klage über diese Missstände nicht unterdrückt werden, denn aus dieser Klage kann die Kraft erwachsen, die Veränderung möglich macht. Natürlich beginnt nach unserem Glauben mit jedem Tod ein neues – genauer: das – Leben, und dennoch ist da die Trauer über den Verlust, der Schmerz über das Nichtausgesprochene und Unversöhnte bei denen, die zurück geblieben sind. Natürlich besteht der Sinn des Lebens nicht aus Arbeit, und doch kann Arbeitslosigkeit für den Suchenden lebensbedrohend werden. Natürlich gibt es einen Weg aus Alkoholismus und Drogensucht, aber dieser ist schwer zu finden und zu gehen. Natürlich verhindert erfahrene Gewalt nicht das Weiterleben, aber dennoch bleiben Angst, Wut und Verzweiflung oft zurück.

In unseren Gottesdiensten bleiben diese Erfahrungen, die alle Menschen in unterschiedlicher Intensität in ihrem Leben machen müssen, vielmals in der Öffentlichkeit der Gemeinschaft der Glaubenden unausgesprochen oder werden bestenfalls gestreift. »Frohe« Botschaft wird hier falsch verstanden: Das Leiden von heute wird angesichts der Frohen Botschaft vom anbrechenden Reich Gottes nicht unwichtig und im Ausblick auf das ewige Leben nicht vernachlässigbar, sondern die Unseligkeiten der diesseitigen Welt stellen angesichts der Taufe geradezu *die* Anforderung für das Christsein dar.

Hinzu kommt, dass wir Menschen nördlich der Alpen uns oft schwer tun, lauthals über die Schattenseiten des Lebens zu klagen, aus Angst, in der Klage zu verharren, beim Jammern stehen zu bleiben und keinen Ausweg mehr zu sehen oder unser Schicksal der Öffentlichkeit preiszugeben. Dabei haben wir ein großes Vorbild in Jesus selbst, der sterbend am Kreuz klagend zum Vater betete, seine Ängste und seine Verzweiflung zum Ausdruck brachte und im Gebet Vertrauen und Zuversicht gewinnen konnte.

»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen«
(Ps 22,1) – die Worte Jesu am Kreuz

Selbst Jesus – Mensch und Gott in einer Person – kannte Gefühle von Angst, Verlassenheit und Zweifel. Er brachte diese am Kreuz hängend im Gebet an seinen Vater, mit den Worten eines Psalms, zum Ausdruck. So wie er dies tat, so können auch wir unsere Gefühle vor Gott tragen, alles Beten findet bei ihm Aufnahme. Und noch mehr: Wenn wir beten, wie Jesus dies tat, und nicht verdrängen, was wir als nicht statthaft empfinden, begeben wir uns in eine jahrtausende alte Gebetstradition, die die Kirche von ihren jüdischen Brüdern und Schwestern bruchlos übernommen hat und heute noch pflegt. »[Die Psalmen] gelten der Tradition des Gottesvolkes als Dichtung des Königs David, des von Jahwe Erwählten und zum Anführer des Gotteslobes Berufenen, zugleich aber auch des sündigen Menschen und in Reue und Umkehr erneut Begnadeten. Es gibt, wenn ich recht sehe, keinen anderen Grund, der den so intensiven Gebrauch der Psalmen in der Liturgie der Kirche rechtfertigt, wenn nicht auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht wird, im Sprecher der Psalmen sich selbst in gleichem Geschick von Unheil und Heil wiederzufinden und darin sich selbst zu verstehen.« So *Angelus A. Häußling*. Die Psalmen geben von »den so grundlegenden und bleibenden Erfahrungen der Gottesferne Ausdruck, der Not, Gottes Handeln und Nichthandeln nicht zu verstehen, mit den Reaktionen der Klage, des verzweifelten Schreis aus der Not der Ohnmacht bis hin zum Fluch.« All diese Nöte haben ihren Platz in der Liturgie, »einfach weil auch sie Wahrheit unserer Existenz sind«.

Nach literarischem Gebrauch der Antike meint das Initium, der Anfang eines Textes, immer den ganzen Text. Jesus also, der sterbend am Kreuz Psalm 22 betet, bleibt nicht in der äußersten Gottesferne haften, sondern preist im Fortgang des Psalmtextes Gott um seine Treue und die Zusage der Rettung. In der Situation des schuldlos dem gewaltsamen Tod Ausgeliefert-Seins gewinnt Jesus im Gebet durch die Klage Beheimatung in Gott. Klage ist

hier nicht peinlich oder ungehörig, sondern Schritt im Prozess eines wachsenden Vertrauens: »Wer sich in den Prozess des biblischen Klagegebetes begibt, wehrt sich gegen diesen negativen Sog und bewegt sich auf die ersehnte Welt des Vertrauens zu, der Gottes- und Menschenbeziehung« (*Augustin R. Müller*). In der Situation der Klage wird Gott als der erfahren, der immer treu zu seiner Zusage gehalten, sich als verlässlich erwiesen hat und als solcher begeistert gelobt werden kann. Angesichts dieser Zusage Gottes, die in Tod und Auferstehung Jesu Christi gipfelt, ist Klage dann Klage über das, was dieser Zusage widerspricht.

Für den Evangelisten Lukas war es scheinbar zu hart, Jesus mit den Worten der Gottesferne sterben zu lassen; er berichtet, Jesus habe das Abendgebet des frommen Juden gesprochen: »In deine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist« (Ps 31). Ganz gleich, welchen Psalm Jesus sterbend betete, es bleibt die Gewissheit: Wenn Christen Psalmen beten, so bedeutet das nicht bloßes Sprechen frommer Sätze, »sondern eine Rollenidentifikation des Christen mit seinem Christus, angefangen von Stephanus, der wie Jesus Psalmen betend stirbt (Apg 7,59), bis zum noch künftigen Notschrei des letzten Christgläubigen in den unausweichlichen Nöten vor dem letzten Kommen des Herrn« (*Angelus A. Häußling*).

Die Verwendung der Psalmen in unseren Gottesdiensten macht deutlich, dass die Erfahrung der Gottesferne, die Erfahrung von Extremsituationen, ja auch die Erfahrung äußerster Verzweiflung von Anbeginn an legitimer Bestandteil unserer Gottesdienste war. Dort, wo kein Ort mehr für Klage ist, geht ein wichtiger Teil des Betens vor Gott verloren.

Klagegebet und Anamnese der Heilsgeschichte

Christliches Klagegebet kann ohne Erinnerung, ohne Anamnese der Heilsgeschichte nicht auskommen. Wenn Juden und Christen aus der Schrift lesen, so tun sie dies nicht, um sich auf ein Heilsereignis, das sich zeitlich immer weiter von ihnen entfernt, rückzubesinnen, sondern

sie eröffnen Begegnung mit dem dreifaltigen Gott. Der Anamnese eignet eine vergegenwärtigende Kraft, die im Gedächtnis die ursprüngliche Heilstat selbst wieder lebendig wirksame Gegenwart werden lässt: Die Heilstaten, von denen die Bibel spricht, sind also nicht gewesen und vergangen, sondern jetzt, heute noch genauso gegenwärtig und wirksam. So heißt es denn auch in den Einsetzungsworten im Eucharistischen Hochgebet des Gründonnerstages: »Denn in der Nacht, da er verraten wurde – *das ist heute* – nahm er das Brot ...« Hier wird explizit zum Ausdruck gebracht, dass in der Liturgie durch Anamnese die Verbindung zwischen der Einmaligkeit des Heilsereignisses und seiner universalen Bedeutung geknüpft wird: Anamnese als vergegenwärtigendes Gedenken vermittelt und bewirkt Gleichzeitigkeit der Feiern den zu den historisch vergangenem, aber auch zu den für die Zukunft verheißenen Heilstaten, an denen sie Anteil gewinnen. In dieser wirkmächtigen Erinnerung wird die Beziehung zum vergegenwärtigten Gott selbst Wirklichkeit; wird diese Erinnerung vernachlässigt, so wird Gott selbst vergessen, denn Gott verschwindet als der ausdrücklich Ansprechbare aus unserem Leben.

So können wir mit Ijob, nach seinen Prüfungen und Leiden sagen:

»Doch ich, ich weiß: mein Erlöser lebt, als letzter erhebt er sich über dem Staub. Ohne meine Haut, die so zerfetzte, und ohne mein Fleisch werde ich Gott schauen. Ihn selber werde ich dann für mich schauen; meine Augen werden ihn sehen, nicht mehr fremd. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust« (19,25–27)

und uns von Jesaja zusprechen lassen:

»Sagt den Verzagten: Habt Mut, fürchtet euch nicht! Seht, hier ist euer Gott! Die Rache Gottes wird kommen und seine Vergeltung; er selbst wird kommen und euch erretten« (35,4).

Klage – Bitte – Lob. Die klare Stufung christlichen Klagegebetes

Wo Klagen als Hadern diffamiert wird, da werden auch Krisen, die zum Menschsein gehören, verdrängt und Lösungen verhindert. Dort, wo nicht nach dem Warum der Klage gefragt wird, bleibt die Klage in der Klage gefangen, dann geht es nicht weiter. Immer dann jedoch, wenn der Klagende oder die Klagende sich auf den Prozess einlässt, kann er oder sie Befreiung erfahren, weil das Licht am Ende des Tunnels erblickt wird.

Aus der Geschichte Gottes mit den Menschen haben wir (wirkmächtig) erfahren, dass dieser Gott, der das Heil der Menschen will, sich bitten lässt, d.h. dieser Gott hört das Rufen und Flehen der Menschen. Schon wenn wir preisend-bittend den Gottesnamen ausrufen, wenn wir uns vertrauend und doch suchend und flehend an ihn wenden, dann können wir sicher sein, dass er sein Ohr nicht verschließen wird.

In allen Gebeten der Kirche kommt dieser Zusammenhang zum Tragen: Aus der Erfahrung der Wirkmächtigkeit und Treue Gottes, die in der Anamnese der Heilsgeschichte erneuert wird, erfließt die Bitte der Menschen, doch auch jetzt und immer wieder Heil zu wirken: Die Rettungstaten, von denen die Schrift kündet, geben Vertrauen und das Recht zu bitten, denn Gott kann bei den Taten der Heilsgeschichte beschworen werden, sich selbst treu zu bleiben. Aus der Gewissheit der Treue und Barmherzigkeit Gottes heraus ist es logische Folge, dass der Mensch Gott lobt und preist. So schließt seit alters her – schon die Gebetspraxis der Israeliten folgt diesem Gesetz – jedes Gebet mit einer Doxologie, dem ausdrücklichen Lobpreis Gottes. Der Dreischritt Klage – Bitte – Lob entspricht somit dem christlichen Beten überhaupt: Der Mensch kommt mit seinem ganzen Leben, seinen Schwächen, Fehlern, seinen Wunden und Schmerzen zu Gott, erinnert sich an diesen als den Heilspendenden, kann aus dieser Erinnerung selbst das Heil für sich erbitten und lobt Gott gestärkt aus dieser Gewissheit heraus.

Gebet im Dunkel des Wartens

Für die Dunkelheit des Wartens,
des Nichtwissens, was auf uns zukommt,
des Bereitseins in Ruhe und Aufmerksamkeit,
preisen wir Dich, o Gott,
denn Dunkelheit und Licht
sind vor Dir gleich.

Für die Dunkelheit des Schweigens,
für den Schrecken, wortlos zu sein,
und den größeren Schrecken,
keine Worte zu brauchen,
preisen wir Dich, o Gott,
denn Dunkelheit und Licht
sind vor Dir gleich.

Für die Dunkelheit des Liebens,
in der wir sicher sind, wenn wir uns ausliefern,
wenn wir jede Verteidigung aufgeben
und unser Verlangen nicht mehr zurückhalten,
preisen wir Dich, o Gott,
denn Dunkelheit und Licht
sind vor Dir gleich.

Für die Dunkelheit der Entscheidung,
in der Du uns eine Zeit gibst
zu sprechen, zu handeln und zu verändern,
wo wir nicht wissen,
was wir in Bewegung gesetzt haben,
und dennoch das Wagnis auf uns nehmen müssen,
preisen wir Dich, o Gott,
denn Dunkelheit und Licht
sind vor Dir gleich.

Für die Dunkelheit der Hoffnung
in einer Welt, die nach dir verlangt,
für das Stöhnen und Ringen der ganzen Schöpfung
nach Gerechtigkeit und Freiheit
preisen wir Dich, o Gott,
denn Dunkelheit und Licht
sind vor dir gleich.

(aus: *Janet Morley*, Preisen will ich Gott, meine Geliebte)

Mit Tränen und Geschrei. Wie aber klagen?

Jorgos Canacakis, der viele wichtige Bücher zum Thema Trauer geschrieben hat, urteilt: »Das Bemühen der Kirchen um die Bewältigung der Trauer ist fehlgeschlagen«. Es fehlten Trauerrituale, die den Weg durch die Trauer zeigten, Sicherheit vermittelten und durch symbolische Handlungen den Weg durch die Trauer ebneten, so meint er. Wenn bei der Beerdigung zu schnell auf die Auferstehung verwiesen werde, verhindere dies einen leidenschaftlichen und körperlichen Ausdruck der Trauer bei den Hinterbliebenen. Der intensive Ausdruck von Schmerz und Trauer bewirke aber gerade, dass die Trauer und alle damit verbundenen Gefühle frei fließen können, so dass schon nach kurzer Zeit Raum für andere Gefühle – nämlich solche, die in die Zukunft weisen – eröffnet werde.

Von unserer Mentalität als Nordeuropäer und auch bedingt durch das Erbe unserer germanischen Vorfahren neigen wir nicht dazu, in expressiver Weise unsere Gefühle zu äußern. Dennoch wäre es in manchen Situationen sicher hilfreich, das Innere nach außen zu kehren: zur Verhinderung von Depression, zum Ausdruck großen Schmerzes und unsagbarer Verzweiflung. Aus dem Wissen, dass unterdrückte Gefühle den Menschen lebenslang beeinflussen, leiten zahlreiche Psychotherapieformen dazu an, diese Gefühle – meist Angst, Wut, Schmerz und Trauer – lautstark zu äußern, damit die Psyche des Menschen frei wird für neue Erfahrungen und veränderte Erlebnisse. Eine ähnlich psychohygienische Funktion kann auch Gottesdienst einnehmen: Wo es erlaubt ist, Gefühle – auch solche, die mit dem Adjektiv »negativ« verbunden werden – zu äußern, kann der Mensch gereinigt für andere Gefühle frei werden. Versöhnung kann nur geschehen, wenn der Grund der Entzweiung zur Sprache kommt und sich zwei Menschen die Hand reichen; der Verlust eines geliebten Menschen kann nur dann verarbeitet werden, wenn die Gefühle, die einen solchen Verlust begleiten, auch ausgedrückt werden und der Mensch so innerlich frei wird; Angst kann übermächtig werden, wenn der Ein-

zelle keine Solidarität und Hilfe findet – aber dafür ist es nötig, Angst zu äußern; Ohnmacht wird ertragbarer, wenn zwei oder drei diese Ohnmacht teilen – aber diese zwei oder drei können sich nur finden, wenn einer anfängt, über die Ohnmacht zu klagen. Die Zusammenkunft der Getauften zur gemeinsamen Feier ihres Glaubens bietet einen Rahmen, innerhalb dessen all dies geschehen kann: Aus dem Aufschrei aus der Notsituation, beleuchtet im Licht der Offenbarung, entsteht Neues, erwächst Kraft, nimmt Mut zu und dehnt sich Hoffnung aus. Ein letztes:

Anweisungen (für christen)
zur Auferstehung

1. lass dich festnageln
und bleib nicht unverbundlich

2. schrei laut
wenn man dich aufs kreuz gelegt hat
lass dich nicht totschweigen
nur laut und deutlich kannst du den
geist aushauchen
artikuliere den geist
in einer sprache
wie sie auf der straße
gesprochen wird
nur wer sich festnageln
und kreuzigen lässt
kann geist aushauchen
ausströmen
sturm entfachen
pfungsturm.

(aus: *Wilhelm Wilms*, der geerdete himmel)